

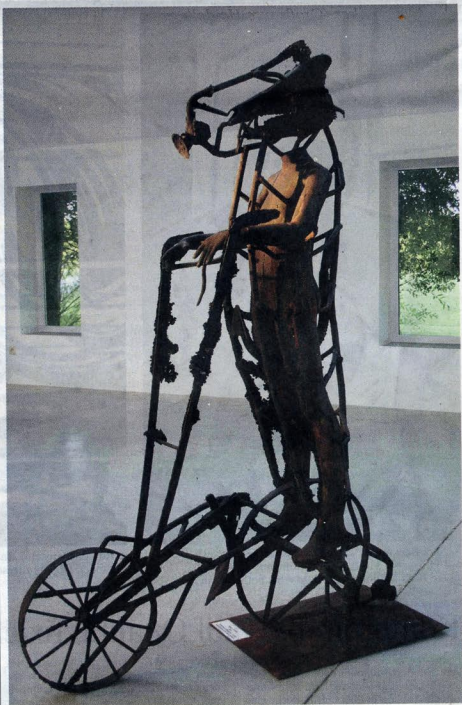
Lauter scheinheilige Götter

Daniel Spoerri stellt seine „Prillwitzer Idole“ in der Hamburger Galerie Thomas Levy auf

Sie waren die „Hitler-Tagebücher“ des 19. Jahrhunderts: ein geheimnisvoller Fund, der die Phantasie derjenigen entzündete, denen sie für teures Geld angeboten wurden, für Gelehrte und Sponsoren, die in romantischem Goldfieber nach der vermeintlichen Sensation griffen und ihr Geschichtsbild von ihnen nur allzu willig umformen ließen. Die „Prillwitzer Idole“, eine Gruppe von zunächst 34, später mehr als 60 kleinen Bronzefiguren, wurden bei ihrer „Auf-findung“ 1768 im Haushalt der Pfandleiher- und Goldschmiede-Brüder Sponholz in Neubrandenburg als Ausgrabungen vom Schloßberg im nahen Prillwitz bezeichnet. Ein Gelehrter entzifferte aus den eingravierten Runen, die er als „wendisch“ bezeichnete, das Wort „Rethra“ – den Namen jener sagenumwobenen Stadt mit Atlantis-Qualität, von der aus 983 die slawische Priesterschaft zum vernichtenden Feldzug gegen die Christen aufgerufen haben soll.

Öffentlichkeit und Gelehrte schwelgten nach Bekanntwerden des Fundes in der slawischen Heidenkult, erste Zweifel an der Echtheit wurden nicht zur Kenntnis genommen. Prinz Carl von Mecklenburg, der Bruder des regierenden Herzogs, erwarb alle Idole nach einem beherzten Griff in die Schatulle des Ratzeburger Domschatzes, stellte sie als „Heilige von Rethra“ in Ratzeburg aus und ermutigte im Jahr 1771 eine vielbeachtete Buchveröffentlichung mit Kupferstichabbildungen dieser „gottesähnlichen Altertümer der Obotriten“. Nach Jahrzehnten erlaubten dann neue Forschungsmethoden Zweifel an der vermeintlichen Sensation, die inzwischen aber schon viele neue Theorien und romantische Verklärungen der slawischen Götterverehrung entzündet hatte. Erst 1850 entlarvte der Altertumsforscher Friedrich Lisch die Schein-Heiligen. Danach wurden sie verschämt in Kartons verpackt und gerieten für anderthalb Jahrhunderte in Vergessenheit. Heute gehören sie zur Sammlung des Freilichtmuseums Schwerin-Mueß.

Vor etwa dreißig Jahren fand der Schweizer Künstler Daniel Spoerri bei einem Kölner Antiquar das Buch mit den Kupferstichen der „Obotriten-Götter“ von 1771. In ihrer archaischen Merkwürdigkeit entzündeten sie sein Faible für Skurrilitäten und seine wissenschaftliche Neugier, aber erst nach der Wende konnte Spoerri nach Mecklenburg reisen, um ihrer Geschichte auf die Spur zu kommen, wie kürzlich in der auf 3-sat ausgestrahlten Dokumentation „Daniel und die Schein-Heiligen“ zu sehen war. Kein Wunder, daß die Geschichte der Prillwitzer Idole, jener vermeintlichen wissenschaftlichen Sensation, die für mehr als hundert Jahre unter dem Mantelchen des betretenen Vergessens verschwinden waren, für Spoerri, den Vertreter des „Nouveau Réalisme“ und Erfinder der „Eat Art“ der sechziger Jah-



Der „Knabe mit Eberkopf“ fährt auch Rad: Die Bronze-Assemblage, Auflage 5, mißt 158 mal 80 mal 60 Zentimeter und kostet 48000 Euro. Foto Galerie Levy/Barbara Räderscheidt

re, ein gefundenes Fressen wurde. Sein Sinn fürs Banale, für die verschmitzte Einbettung des Profanen in das Bildwürdige, nahm die püppchengroßen Idole zur Inspiration für neue, monumentale bronzene Assemblagen, die er 2005 schuf und die jetzt in einer ersten Auswahl in der Hamburger Galerie Levy in den neuen loftartigen Räumen am Rande Eppendorfs zu besichtigen sind.

Unter Titeln wie „Mädchen mit Elefantenuß“, „Trommler auf dem Einrad mit Schreibmaschinenhut“ und „Knabe mit Eberkopf“ (unsere Abbildung) sind sie zu Idolen der Neuzeit geworden, zusammen-

gesetzt aus Versatzstücken der Abfallgesellschaft. Jeweils im eigenen Käfig der absichtsvoll erhaltenen Gußkanäle belassen, deren Reste Spoerri bei den Prillwitzer Idolen sofort ins Auge gefallen waren, wirken sie in der rohen Patina des frischen Bronzezusses wie frisch ausgegraben (Auflage 5 + 1, je 48 000 Euro). Das Thema wird Spoerri auch im neuen Jahr nicht ruhen lassen: In der Heimat der falschen Idole, den Museen Neubrandenburgs und Schwerins, werden 2006 große Ausstellungen mit den alten Fälschungen und den neuen Spoerri-Bronzen stattfinden. (Bis 12. Januar 2006.) VITA VON WEDEL

Frankfurter Allgemeine vom 31. Dez. 2005